

**Predigt des Augesburger Diözesanbischofs und Vorsitzenden
der Kommission Weltkirche, Dr. Bertram Meier, am 18. Juni 2024
im Rahmen der Jahrestagung Weltkirche und Mission in Würzburg**

Die Jesaja-Stelle, die wir gehört haben, macht eindrücklich klar, dass der Herr von uns die Beendigung des Unrechts fordert! Es gibt keine glaubhafte Gottesbeziehung an den Nöten der Menschen vorbei. Jesaja ist ein Aufruf der Ermutigung, sich an der Seite der Opfer von Gewalt und Unrecht zu stellen! Eine Verheißung, dass Gott bei denen ist, die dies tun.

Jesaja richtet sich insbesondere an die Täter und Zuschauer. Er fordert uns auf, das Unrecht zu lassen und aus der Passivität aufzubrechen. Umkehr und Aktion. Wir haben das schon so oft gehört und fühlen uns – seien wir ehrlich – in dem bestärkt, was wir tun. Die Versuchung der vorschnellen Identifikation mit den Guten ist stark. Wer will nicht zu den Guten gehören. Aber ganz so einfach sollten wir es uns nicht machen. Wir alle sind auf die eine oder andere Weise in das Unrecht und seine Folgen verstrickt. Wir alle brauchen die Umkehr oder die Lösung der Fesseln.

Jesajas Bild der Umkehr und Befreiung ist so kraftvoll, dass man genau hinhören muss auf die eingewobenen leisen Töne: *„Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte und deine Wunden werden schnell vernarben.“* (Jes 58,8) Unsere Wunden? Ja auch diese gibt es und sie gehören ins Bild. Nehmen wir sie wahr! Nehmen wir sie ernst! Sie verraten uns viel über unsere Ängste und geheimen Bedürfnisse. Aber bleiben wir nicht bei ihnen stehen! Das ist leichter gesagt, als getan. Denn unsere Verletzungen definieren – bewusst oder unbewusst – doch oftmals zu guten Teilen unsere Weltsicht.

Interessanterweise spricht Jesaja nicht von der *Heilung* der Wunden, sondern davon, dass sie *vernarben*. Vernarben heißt, dass wir lernen werden, unsere Wunden, unsere Geschichte in unser Leben zu integrieren. Besser, wahrhaftiger und daher leichter mit ihnen zu leben. Dass unser Licht hervorbrechen soll, meint, dass wir zu unserer eigentlichen Quelle

zurückfinden und unsere Identität neu entdecken und neu weiterentwickeln werden.

Aber darf man eigentlich so unterschiedslos von den Verletzungen sprechen? Ich habe mich gefragt, wie die Versklavten Jesajas Text gehört haben. Sollten nicht ihre Verletzungen im Mittelpunkt stehen? Was ist mit der Schuld und der daraus folgenden Verantwortung der Täter und Zuschauer sowie der Verantwortung ihrer Nachkommen? Wir sind gut beraten, uns Zeit für einen differenzierenden Blick ohne allzu schnelle generalisierende Zuschreibungen zu nehmen.

Die Perspektive des Textes ist von einem ermutigten Realismus gekennzeichnet. Denn mit der Zuwendung zu den Opfern und den Folgen der Geschichte beginnt eigentlich erst der Wiederaufbau: *„Deine Leute bauen die uralten Trümmerstätten wieder auf, die Grundmauern aus der Zeit vergangener Generationen stellst du wieder her.“ (Jes 58,12)* Die Abwendung vom Unrecht und das Überschreiten der eigenen Verletzungen ist eine Voraussetzung, um eine neue Zukunft aufzubauen und an die eigene Geschichte in neuer Weise anknüpfen zu können. Es stellt den Frieden mit den Ahnen her, oftmals auch durch das Bemühen um das Abtragen ihrer Schuld.

Wenn wir uns heute mit dem Kolonialismus und seinen Folgen auseinandersetzen, ist es ganz ähnlich. Eine Sache ist die Abstellung des unmittelbaren Unrechts. Aber danach folgt Generationen lange Arbeit an den Beziehungen, an den Fundamenten. Dabei begegnen wir einander aber auch uns selbst. In diesen Begegnungen verändern wir uns.

Aber machen wir uns nichts vor. Diese Art von transformatorischer Arbeit verlangt von allen Beteiligten den Mut zu Veränderung. Dieser Mut beginnt mit dem Mut zur Wahrhaftigkeit und zum Ringen um neue Beziehungen. Beziehungen und insbesondere gewaltgeprägte Zusammenhänge schaffen ihre eigenen Versuchungen; zum Beispiel aus der eigenen Verletzung, Scham oder Verunsicherung heraus, die empathische Begegnung zu meiden und stattdessen aus scheinbar sicherer Distanz übereinander anstatt miteinander

zu sprechen. Fester Grund ist so nicht zu gewinnen. Wir kommen nicht darum herum, uns einander zuzumuten. Hüten wir uns vor falscher Selbstgewissheit. Denn Dialog, der das Fundament für Vertrauen und Veränderung bildet, beginnt nicht mit Reden, sondern mit Zuhören. Und Zuhören fällt immer dann am schwersten, wenn man sich infrage gestellt sieht. Der Rat des hl. Ignatius, die Wahrheit im Irrtum des Anderen zu suchen, ist in solchen Lagen eine große Hilfe.

Das Evangelium von der Feindesliebe, dass wir gehört haben, ermutigt uns, dabei nicht zu schnell zu urteilen. Bleiben wir offen für die Möglichkeit der Umkehr, der Anderen wie unserer eigenen.

Es ist wichtig – oftmals schmerzhaft, aber eben auch heilsam –, dass wir unseren Teil, unsere Verstrickung und unsere jeweilige Verantwortung erkennen und jede und jeder von uns ein ermutigendes praktisches Zeichen der Veränderung setzen. Wir können aus der Geschichte, die uns trennt und aneinanderbindet, nicht heraustreten, ohne uns selbst zu verlieren. Aber wir können in gemeinsamen Lernbewegungen der Geschichte eine neue Richtung geben.

Auch die Kirche ist durch ihre Verstrickung in den Kolonialismus tief gezeichnet und verletzt. Nicht umsonst hat Papst Johannes Paul II. in seinem Schuldbekenntnis im Jahr 2000 auch den Kolonialismus angesprochen. In unserer weltkirchlichen Gemeinschaft sind diese Schuld und ihre Folgen immer wieder spürbar. Aber der gemeinsame Horizont des Glaubens stärkt uns, die Wunden der Geschichte anzugehen und somit der Welt ein ermutigendes Zeugnis zu geben, dass die Gewalt nicht das letzte Wort haben wird.